

mandelbaum *verlag*

Jonathan Garfinkel

GELOBTES HAUS

Meine Reise nach Jerusalem

Aus dem Englischen von Karoline Madabo

mandelbaum *verlag*

Originaltitel: *Ambivalence: Crossing The Israel Palestine Divide*,
Viking Canada (Penguin Group) 2007.

mandelbaum.at • mandelbaum.de

ISBN 978-3-85476-991-0

© mandelbaum verlag, wien • berlin 2021

alle Rechte vorbehalten

Satz: KEVIN MITREGA

Umschlag: MICHAEL BAICULESCU und MARTIN BIRKNER, unter

Verwendung eines Plakatsujets von FRANZ KRAUSZ

Druck: PRIMERATE, Budapest

FÜR MEINE ELTERN
PAUL UND DOROTHY

»Sing für mich, lieber Vogel,
von fernen, fernen Wundern.
Sag, gibt es dort Böses, und gibt es Leid
im Land von Wärme und Schönheit?«

—C. N. Bialik, *Der Vogel*

Prolog

»Wie heißt Ihr Vater?«

Ich murmle vor mich hin.

»Bitte öffnen Sie den Koffer, Sir.«

Die Frau vom Sicherheitsdienst durchwühlt meine Sachen. Ich weiß selbst nicht, warum ich ihr nicht den richtigen Namen meines Vaters genannt habe. Genauso wenig verrate ich meine Religionszugehörigkeit, ob ich bete, was ich glaube. Ich sage kein Wort.

»Was ist der Zweck Ihrer Reise?«

»Ich bin Tourist.«

Kleidungsstücke und leere Notizbücher werden aus meinem Koffer geräumt. Ein dreifach gefalteter Brief meines Großvaters. Ein gelber Ordner, auf dessen Vorderseite ein aus einer Zeitschrift gerissenes Bild vom Felsendom klebt. Golden schimmert die Kuppel im Neonlicht des Ben-Gurion-Flughafens in Tel Aviv. Fette hebräische Schriftzeichen auf dünnem gelbem Karton:

Yerushalayim.

Jerusalem. Die Stadt, in der ich nie war.

Die Frau blättert im Ordner. Die Seiten sind auf Hebräisch beschrieben.

»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«, fragt sie.

Ich zucke die Achseln. Ich denke: Am liebsten würde ich ohne Stamm, ohne Geschichte, ohne Identität hier ankommen. Aber der Gedanke ist lächerlich, bedenkt man, wo ich bin.

»Nicht gerade eine gute Zeit für einen Besuch, wissen Sie«, sagt sie.

»Ist es nicht immer eine gute Zeit, das Heilige Land zu besuchen?«

Abflug

»Ich muss wieder zu dem Zeugen werden, der ich bin.
Und, noch wichtiger, zu dem Juden, der ich war.«

—Jean Daniel, *The Jewish Prison*

Kapitel 1

*Einige Jahre zuvor.
Kensington Market, Toronto.*

Wir stehen von den hölzernen Bänken auf, schlurfen voran, drehen uns pflichtbewusst um hundertachtzig Grad zur Rückwand der Synagoge um. Normalerweise blicken wir gen Osten, nach Jerusalem, doch diesen einen Vers beten wir gen Westen. Wie ein betrunkenener Rentnerchor heißen wir die Braut Schabbat willkommen.

*Lecha dodi, likrat kala
P'nai Schabbat nekabla*

*Komm, mein Freund, der Braut entgegen,
lasst uns den Sabbat begrüßen.*

Heute Abend sind nur vierzehn Männer gekommen, doch wir singen aus Leibeskräften.

Yakov auf der Bima führt uns an. Tagsüber ist er Zahnarzt, abends Vorsänger. Er ist ergraut, alt und verbittert, seine Kommentare sind wie ein sarkastischer Stoß in die Rippen. Aber wenn er singt, ist es reines Gold; man bekommt eine Ahnung von seiner Seele. Der alte Yankl ist ein Löwe mit weißer Mähne, staubtrocken und heiligengleich. Er hat blasse, pockennarbige Haut. Mit aufgeschlagenem Gebetbuch steht er neben mir, seine schmalen blauen Katzenaugen starren in das rote Buntglas über der Empore, wo die Frauen sitzen. Er beobachtet den Schatten einer Taube, die hinterm Glas auf dem Sims hockt. Yankl liebt den Siddur, Roggenwhiskey und Pferderennen. Man sagt, er wohne im Waverly Hotel, schon seit der Zeit, als Milton Acorn noch lebte.

Daneben steht Yankls bester Freund, der Ingenieur, und brummt

so etwas wie eine Basslinie. Als Physiker hat er eine Blitzkarriere an der Universität von Chicago hingelegt, aber was er heute macht und wo er wohnt, weiß kein Mensch; angeblich lebt er auf der Straße. Manchmal sehe ich ihn in der Lilian Smith Library in ein Notizheft schreiben. Er arbeitet an seinem Magnum Opus, einem Buch über die Relation von Quantenmechanik und altem Cheddar. Der alte Kerl hat sich in einen grünen, drei Größen zu kleinen Anzug gezwängt. Die Ärmel enden knapp unterhalb der Ellenbogen, der Hosenumschlag am Schienbein, und sein dicker Bauch wölbt sich über dem Pappgürtel. »Ich sehe aus wie ein Schlumpf«, hörte ich den Ingenieur einmal sagen, »so behandelt die Welt die Armen: Sie macht sie zu Schlümpfen. Übrigens, ist dir schon aufgefallen, dass dieser ehemals wunderschöne Seidenanzug von Harry Rosen – den ich absichtlich in die Waschmaschine gesteckt habe, damit er einläuft und zerknittert – das Kostüm des Satans ist?«

Rechts hinter mir steht G., ein echt hübscher Chorknabe mit Tenorstimme. Früher war er eine Frau. Nach einjähriger Einnahme von Testosteron und einer von der Krankenkasse bezahlten Operation reihte sich G. in der Anshei Minsk bei den Männern ein. Er trägt eine dicke schwarze Brille und einen schwarzen Bart, um den ich ihn beneide. Ich glaube, in der Synagoge weiß niemand außer mir, dass G. als Frau zur Welt kam. Er verriet es mir an Jom Kippur. »Jonathan«, sagte er mit einer Stimme, die beim »Jona« heiser brach und sich zum »thin« wieder fing, »früher war ich eine Lesbe.« Er strich sich mit der Hand über den Bart, als staubte er mit der Kleiderbürste einen teuren Anzug ab.

Ich dachte, er mache einen Witz; denselben platten Aufreißerspruch hatte ich einmal auf einer Studentenparty gehört. Aber G. ist kein Student (obwohl er zugibt, sich von den barbarischen, primitiven Ritualen der Studentenverbindungen angezogen zu fühlen). Als wir auf der Bank neben dem Al-Waxman-Denkmal am Kensington Market saßen, zeigte mir G. einen abgelaufenen Führerschein aus Ontario. Sie hieß Alexis Wallace. Sie hatte rabenschwarzes Engelshaar und Augen wie Emily Watson.

»Du warst eine Schickse«, sagte ich. Er fand das gar nicht lustig. »Was kann ich dafür, dass meine Mutter mir erst vor vier Jahren erzählte, dass sie Jüdin ist?«, sagte er.

»G.«, sagte ich, denn plötzlich wurde mir klar, dass er einen Freund brauchte, einen Verbündeten, einen Bruder, »*masel tov!*«

Er hatte sich wegen meines gespaltenen Verhältnisses zum Judentum an mich gewandt. So wie G. liebe ich meinen Glauben und lehne ihn gleichermaßen ab. Ich will die Postmoderne und verehere zugleich die alte Überlieferung.

G. und ich saßen auf der Bank und schauten zu, wie die Tauben auf Al Waxman landeten, um ihm auf den Kopf zu kacken. Ein paar Teenager, aufgeputscht von einem Cocktail aus Mundwasser und Muskatnüssen, zielten mit Steinen auf leere Bierdosen. Immer wieder warf ich verstohlene Blicke zwischen G.s Beine, weil ich wissen wollte, wie erfolgreich die Operation war. Beim Fasten kommen einem die seltsamsten Gedanken. War er beschnitten? Hatte seine Mutter mit Schüsselchen voll gehackter Leber und eingelegtem Hering daneben gestanden? Es ist ja immer ein Anlass großer Freude, wenn die Gemeinde ein neues Mitglied willkommen heißt. Bei der Beschneidung meines Bruders Joseph (ich war sechs) konnte ich den Blick nicht von den ruhigen Händen des Beschneiders lösen, von dem weingetränkten Handtuch, mit dem mein kleiner Bruder ruhiggestellt wurde. Die seltsame Genauigkeit des Beschneiders, der kein Krankenhausweiß trug, sondern einen wunderschönen dunkelblauen Nadelstreifenanzug. Zwei beherzte Schnitte, und Gottes Vertrag mit meinem Bruder war besiegelt. Anschließend zogen wir ins Esszimmer, um uns den Bauch mit gehackten Eiern, Mohnbagels, Käseblinis und Lachs vollzuschlagen.

Ich schaue in mein Gebetbuch und stimme in den Chor ein.

*Lecha dodi, lecha dodi likrat kala
P'nai Schabbat nekabla...*

Wenn ich das Lecha Dodi singe, denke ich: Vielleicht wäre es einfacher, sich nicht zu wehren, sich in die Welt einzufügen, wie sie sich mir an meinem achten Lebenstag mit einem *Geschnipsel* am *Zippel* offenbarte. Aber beim Lecha Dodi geht es um mehr als Pflicht und Erbe. Ich empfinde die Melodie als reinigend. Beim Singen streife ich meine Zweifel ab, meine Dummheit, mein Ver-

langen nach schnöden Äußerlichkeiten. Na ja, wenigstens, bis ich die Übersetzung lese.

Man sagt, der Mystiker Schlomo ha-Levi Alkabez habe den Text im Palästina des sechzehnten Jahrhunderts in der Stadt Safed aufgeschrieben. Alkabez und seine Jünger zogen bei Einbruch der Dämmerung singend auf die Felder hinaus, um den Sabbat mit einem Lied willkommen zu heißen:

*Es werden deine Räuber zum Raub,
es sinken deine Würger in Staub.*

Mit anderen Worten: Möge Gott die Scheiße aus deinen Feinden prügeln.

Der Rest des Liedes ist ganz anders. Aber ich blieb an jenen Zeilen hängen. Warum hegen Alkabez und seine Kollegen ausgerechnet am Ruhetag solche Rachegefühle? Wozu diese Auge-um-Auge-Rhetorik am heiligsten Tag der Woche? Ich stelle mir Alkabez und neun seiner Freunde in weißen Kitteln vor, wie sie händchenhaltend über einen galiläischen Acker tanzen. Ich sehe zwei Araber, die nach einem anstrengenden Arbeitstag auf dem Heimweg sind. Es ist Abend, und sie hören die zehn Männer singen: »*Es sinken deine Würger in Staub.*«

ERSTER ARABER: Grundgütiger. Was haben diese verrückten Juden nun schon wieder vor?

ZWEITER ARABER: Tanzen wie die Blöden.

ERSTER ARABER: Die singen den bekloppten Weizen an!

ZWEITER ARABER: Spinner.

ERSTER ARABER: Weizen muss man gießen, nicht anbeten.

Man sagt, 1930 kamen Juden aus dem weißrussischen Minsk nach Kanada und bauten am Kensington Market eine Schul. Die Architektur ist bis auf den letzten Stein identisch mit der Synagoge, die sie, gesegnet sei ihr Andenken, in der Heimat an Flammen und Rauch verloren.

Sehen Sie nur den weißen Leuchter, der wie eine Krone über den Männern im Raum schwebt. Die silbernen Tora-Kronen, die das

Licht reflektieren. Die Gemälde an der Wand: stark wie ein Löwe zu sein und schnell wie ein Reh, Worte des Zuspruchs auf Hebräisch. Mehr noch: Gemälde von Posaunen, Klarinetten und Violinen, der Klang meiner musikalischen Vorfahren. *Gelobt sei die Klezmer, ach, könnten wir die Töne treffen.*

Und der Duft, der aus der Küche herauf weht: Sarahs Hühnerbrühe, abgestandener Hering, der Staub auf den Leuchtstoffröhren. Der Geruch der Männer: süßlich und ranzig, nach Schweiß und Schimmel, nach Maden und verdorbenem Fleisch.

Draußen, vor den hohen Holztüren, hat der Geist des alten Kensington überdauert, des Judenviertels um Neunzehnhundert. Früher stand hier an fast jeder Straßenecke eine Synagoge. An Chanukka, sagt man, habe es in der Augusta Avenue und in der Baldwin Street keine Wohnung und keine Schaufenster gegeben, die nicht festlich von Kerzen erhellt worden seien. Verschwunden die koscheren Fleischer, die jüdischen Schneider; sie haben sich in die reichen Vororte zurückgezogen, nach Forest Hill, North York und Thornhill. Überall ist es besser als in diesem *schmutzigen* Ghetto, das nach Sie-wissen-schon-was stinkt, mögen die fauligen Shtetl nur noch in den Büchern von Scholem Alejchem weiterbestehen. Heute sind die Fensterscheiben von Kensington klebrig vom Bratdunst des süß-saures Schweinefleisches, und im Café Kim gibt es billiges Bier. In der Minsk stehen vierzehn Männer. Unser müdes Gebet, verstimmt und verschleppt. Beten für die Braut Sabbath und für ein kostenloses Abendessen, gesponsert von Perl's Kosher Foods. Rabbi Spero wurde aus Cleveland importiert. Er kommt herüber, um meine Hand zu schütteln. Er lächelt mich an, als wollte er sagen: »Wo zum Teufel hast du gesteckt, du *Schmock?*« Er wünscht sich, ich wäre ein besserer Jude. Wer kann es ihm verdenken? Seit Monaten war ich nicht hier. So ist es eben mit mir, einen Monat glaube ich, im nächsten nicht. Aber trotz meiner langen Abwesenheit leuchten die schwarzen Augen des Rabbi milde und gütig. Sein fester Händedruck gibt mir das Gefühl von Sicherheit und Beständigkeit.

Für einen Rabbi ist Spero jung, zweiundvierzig erst, er hat fünf Kinder und eine schöne Frau, die wir *Rebbetzen* nennen. Er sieht aus, wie man es erwarten würde: Seine Haut ist weiß wie Holzleim

und sein Bart dicht vom vielen Studieren. Überraschenderweise ist der Kerl in Topform, er hat sogar anständige Bizeps. Er betet einfach weiter, als zwei seiner Kinder sich, nach Aufmerksamkeit schreiend, an seine Arme hängen. Sie sind wie Äffchen, die zwei, klettern ihm über den Bauch und den Rücken und baumeln an seinem Hals. Aber der Rabbi wird nicht böse, er regt sich nicht auf. Er konzentriert sich, geht in die Knie, beugt den Kopf und singt. Wie macht er das?

Manchmal stelle ich mir den Rabbi im Keller vor, sein Oberkörper ist nackt bis auf den Tallit, sein Brusthaar kräuselt sich zu schwarzen Sichelmonden. Im Kerzenschein streckt er sich auf dem kalten Betonboden aus, um Toras zu stemmen, fünf, sechs, sieben, acht Stück auf einmal, den ganzen, wackeligen Stapel.

»Eine noch, Rebbetzen«, ruft er seiner Frau zu, »leg noch eine obendrauf! So stark ist mein Glaube!«

Ich bin auf der Suche nach einem Grund, zu glauben. Es muss nicht unbedingt eine Überzeugung auf Rabbi-Niveau sein, nein, ein halber Spero würde mir schon reichen. Es wäre schön, zufällig einen brennenden Busch zu sehen oder ein sich teilendes Meer. Oder auch nur eine Leuchtreklame: »Zur Offenbarung hier entlang, du Penner.« Was ich aus dem Wunder machen würde, sollte mir je eines begegnen, steht natürlich auf einem ganz anderen Blatt.

Ein Wunder habe ich selbst miterlebt. Es war vor sechs Jahren bei meiner Baba Jesse in Winnipeg, kurz vor ihrem Tod. Sie war über achtzig Jahre alt und konnte seit einem Schlaganfall, der ihre rechte Gesichtshälfte lähmte, nicht mehr sprechen. Sie lächelte zur Hälfte. Eine Hälfte von ihr war am Leben, die andere hatte sich von der Welt abgekehrt.

Seit drei Jahren hatte Baba kein verständliches Wort mehr gesprochen. Ich wurde von Laura begleitet, meiner damaligen Freundin. In jenem Frühling trampelten wir durch Kanada und machten in Winnipeg eine Pause, um ein paar Tage bei meinen Großeltern zu verbringen. Der Frühlingstag war warm und mild. Baba wollte ausgehen, deswegen half ich ihr, den Rollator an die Haustür zu schieben. Laura war in der Küche und kochte das Mittagessen.

Vom Flur aus konnte ich meinen Großvater unermüdlich kritzeln hören. Zaida Ben hatte sich hinter einer Pyramide aus Rechnungen, Skizzen und Dokumenten am Esstisch verschanzt und schrieb Briefe an Boris Jelzin und Bill Clinton, die er zu radikalen Umweltschutzmaßnahmen aufforderte. In jener Woche hatte er riesige Mengen Tomatensuppe bestellt (gleich nach unserer Ankunft mussten Laura und ich die hundertvierundvierzig Dosen neben dem Klavier aufstapeln). Er, der Umweltchemiker, sah eine globale Katastrophe nach der anderen voraus; in dieser Woche beschäftigte ihn der thermonukleare Holocaust.

Vor dem Haus half ich Baba die vier Treppenstufen zum Gehweg hinunter. Sie schob sich im Schneckentempo vorwärts und zog die Füße nach. Für fünfzehn Meter brauchten wir fünf Minuten. Die Vorgärten des südlichen Winnipeg lächelten uns an, endlich war der Winter vorbei. Während sich Baba am Rollator festhielt, las ich ihr die Nachrichten des Tages vor: Börsenberichte aus Taiwan, Zielsetzungen der australischen Finanzmärkte, Langzeitprognosen für Hong Kong. Sie genoss es sehr, wenn ich ihr den Wirtschaftsteil vorlas, was ich angesichts ihrer Sympathien für die Kommunisten reichlich seltsam fand.

Wir legten eine Pause ein und setzten uns auf eine Bank. Es war gut, die Sonne auf der Haut zu spüren. Baba starrte mich an, bis mir ihr Blick unangenehm wurde. Sie starrte mich an, als wäre ich ein fremdes Land. Als versuchte sie, mich, die Fremdsprache, zu verstehen.

»Ist sie Jüdin?«, fragte sie.

»Wie bitte?«

»Ist sie Jüdin?«, wiederholte Baba, wie um mir zu beweisen, dass es sich um keinen Versprecher handelte.

»Du meinst Laura?«

»IST. SIE. JÜDIN.«

Ich sah zwei Pfade vor mir.

Der erste führte zur Wahrheit: Laura entstammte einer pferdezüchtenden Aristokratenfamilie aus New Jersey. Ihre Vorfahren waren auf der Mayflower nach Amerika gekommen. Sie feierte Weihnachten, schwärmte für Bing Crosby, bereitete Aufläufe mit Speck und Sandwiches mit Schinken zu.